

Prof. Dr. Hermann Sautter (Hrsg.)

Wer glaubt, weiß mehr!? –
Wissenschaftler nehmen Stellung

 R.Brockhaus

Die Bibelzitate innerhalb der Beiträge von Herrn von Wachter und Herrn Nipkow sind entnommen aus: *Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers in der revidierten Fassung von 1984. Durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.* Die Bibelzitate bei Herrn Kreikebaum entstammen der *Gute Nachricht Bibel, revidierte Fassung, durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung, © 2000 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.*

© 2008 R. Brockhaus Verlag im SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten
Umschlag: Krausswerbeagentur.de
Satz: Breklumer Print Service, Breklum
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-417-26215-5
Best.-Nr. 226.215

INHALT

Zur Einführung	5
<i>Hermann Sautter</i>	
Die Methodik der Naturwissenschaften und ihre Grenzen	19
<i>Peter C. Hägele</i>	
Wie zuverlässig sind Erkenntnisse?	49
<i>Herbert Haf</i>	
Der Ehekrach zwischen Vernunft und Glaube.	63
<i>Daniel von Wachter</i>	
Wer kann das noch glauben? Sind die Berichte des Neuen Testaments doch wahr?	90
<i>Klaus Berger</i>	
Die Wissenschaft vom Regenbogen	95
<i>Reinhard Deichgräber</i>	
Wer glaubt, weiß mehr!? – Philosophische und theologische Differenzierungen im Felde von Pädagogik und Ethik.	102
<i>Karl Ernst Nipkow</i>	
Glaube als Grundlage moralischen Handelns in der Wirtschaft. . .	114
<i>Hartmut Kreikebaum</i>	
Skepsis oder Glaube? Ein Briefwechsel	133
<i>Hermann Sautter</i>	
Anhang: Kurzbiografien der Autoren	142

Zur Einführung

Prof. Dr. Hermann Sautter

In der Mensa der Göttinger Universität hängt ein großes Poster. Es zeigt einen Jüngling mit wallendem Haar, der seinen verklärten Blick nach oben richtet. Das Bild erinnert an Jesus-Darstellungen, wie sie auf den Motivtafeln in oberbayerischen Wallfahrtskapellen zu finden sind. Unter diesem Bild stehen die Worte: »*Glaube ist gut. Wissen ist besser.*«

Schöner lässt sich das Selbstbewusstsein »aufgeklärter« Intellektueller wohl kaum zum Ausdruck bringen. Mit lässiger Großzügigkeit blicken sie auf jene »dunklen« Zeiten zurück und herab, in denen die Menschen noch »geglaubt« haben.

Glaube: Das ist hier der Inbegriff von »Nichtwissen«, von religionsbedingter Gedankenarmut, jedenfalls einer Form der Erkenntnis, die weit hinter der klaren, durch Beweise erhärteten Kenntnis von Sachverhalten zurückbleibt. Wer »glaubt«, dem wird hier so etwas wie geistige Unreife unterstellt. Er gilt als ein Mensch, der noch nicht auf der Höhe der Zeit angekommen ist, dem der Mut zum Denken fehlt.

Ganz in diesem Sinne fragt z.B. die Giordano-Bruno-Stiftung, die sich die »Förderung des evolutionären Humanismus« zur Aufgabe gemacht hat: »Glaubst du noch oder denkst du schon?« Wer glaubt, der denkt angeblich noch nicht und verharrt im Zustand selbst gewählter Unwissenheit.

Doch so einfach liegen die Dinge nicht. Erich Kästner hat sich seine eigenen Gedanken über das Verhältnis von Glaube und Wissen gemacht und kam zu folgendem Ergebnis¹:

Eine Feststellung.

Wir haben's schwer,
denn wir wissen nur ungefähr, woher,
jedoch die Frommen
wissen gar, wohin wir kommen!
Wer glaubt, weiß mehr!

¹ Kästner, E. (1989): *Kurz und bündig*, München, S. 1.

Das ist natürlich ironisch gemeint. Aber hat Erich Kästner damit nicht ungewollt auch etwas Wahres ausgesprochen? Reicht das Glaubenswissen nicht weiter als das Wissen, das sich durch Messen, Wiegen, Zerlegen und Verdampfen gewinnen lässt? Und ist es völlig unberechtigt, auch die Erkenntnis des Glaubens als ein »Wissen« zu bezeichnen? Wird dieser Begriff mit Recht für den Informationsstand reserviert, der sich durch streng wissenschaftliche Untersuchungsverfahren gewinnen lässt? Wie »wahr« sind übrigens solche Informationen? Sind sie es in einem höheren Sinne als Glaubenserkenntnisse? Und in welchem Sinne sprechen wir überhaupt von »Wahrheit«? Fragen über Fragen.

Sie werden hier nicht zum ersten Mal gestellt, und es ist auch nicht anzunehmen, dass zu ihnen in absehbarer Zeit das letzte Wort gesprochen sein wird. Das wird so lange nicht der Fall sein, wie sich das Wissen der Menschen über ihre Welt und über sich selbst verändert – und solange es Menschen gibt, die im religiösen Sinne glauben. In welchem Verhältnis Wissen und Glaube zueinander stehen, wird deshalb immer wieder neu geklärt werden müssen. Es ist nicht zuletzt ein Prozess gegenseitiger Herausforderungen, der dafür sorgt, dass Erstarrungen religiöser wie wissenschaftlicher Lehrmeinungen vermieden werden können.

Herausgefordert durch das Mensa-Poster und angeregt durch die *Feststellung* E. Kästners hat der Herausgeber eine Reihe von Personen gebeten, in einem kurzen Beitrag niederzuschreiben, welchen Sinn sie den Worten des Schriftstellers abgewinnen können: »*Wer glaubt, weiß mehr!*« Das Ergebnis liegt hier vor.

Wie nicht anders zu erwarten war, fielen die Beiträge sehr unterschiedlich aus. Das gilt in mehrfacher Hinsicht: im Blick auf die Länge, den Stil und den Blickwinkel, aus dem heraus die Texte geschrieben worden sind, sowie hinsichtlich der Akzente, mit denen das Verhältnis von Wissen und Glaube beschrieben wird. Zwei Beiträge (Peter C. Hägele, Herbert Haf) befassen sich mit der Frage, was naturwissenschaftliche und mathematische Verfahren zu leisten imstande sind. Ein weiterer ist aus der philosophischen Perspektive geschrieben (Daniel von Wachter) und thematisiert das grundsätzliche Verhältnis von Glaube und Wissen. Klaus Berger und Reinhard

Deichgräber nehmen als Theologen zu dem Thema Stellung. Karl Ernst Nipkow fragt nach den Begründungen ethischen Handelns durch Wissen und Glauben und nach den jeweiligen Konsequenzen, die sich daraus für die moralische Erziehung ergeben. In den Beiträgen von Hartmut Kreikebaum und Hermann Sautter geht es schließlich um die glaubens- und wissensgemäße Verankerung ethischen Handelns im Bereich der Wirtschaft und der Politik.

Zu den Beiträgen im Einzelnen: Zuallererst erläutert Peter C. Hägele die Struktur naturwissenschaftlicher Wissensbildung. Sie besitze immer eine »thematische Dimension«, die die »empirische« und die »analytische Dimension« ergänze. Dabei handele es sich um »*grundsätzliche Annahmen, Begriffe, methodische Urteile und Entscheidungen, die selbst nicht aus objektiv beobachteten Tatbeständen oder logisch mathematischen oder anderen Überlegungen ableitbar sind*« (Holton, zitiert bei P. C. Hägele). Es geht hier also um Überzeugungen, die jedem analytischen und empirischen Erkenntnisprozess immer schon vorgegeben sind. Sie als einen »Glauben« zu bezeichnen, entspricht durchaus der Verwendung dieses Begriffs durch eine Religionskritik, die Glaube in einem unversöhnlichen Gegensatz zum Wissen sieht. Eine Kritik dieser Art ist blind für ihre eigene Gläubigkeit, insbesondere dafür, dass zur »thematischen Dimension« des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses ein *methodischer* Atheismus gehört: Metaphysische Fragen nach dem Ganzen der Natur, nach ihrem »Wesen«, ihrem Sinn oder nach Gott werden bewusst ausgeklammert. Wenn man sich im Blick auf diese Fragen aus methodischen Gründen für nicht zuständig erklärt, kann man natürlich auch nichts dazu sagen – weder im positiven noch im negativen Sinne.

Diese Selbstbeschränkung hat die Ausweitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse möglich gemacht, allerdings um den Preis eines Sinnverlustes. Das Universum wurde immer begreifbarer, es erscheint aber zugleich immer sinnloser. Weil dies kein Zustand ist, mit dem wir leben können, werden naturwissenschaftliche Aussagen immer wieder in eine Gesamtsicht, ein Weltbild, einen Glauben eingebettet. Sowohl im Blick auf die vorgegebene thematische Dimension der Wissensbildung als auch auf die Einbettung der gewonnenen Erkenntnisse in eine Gesamtsicht spielt also Glaube eine Rolle. P. C. Hägele

folgt daraus: »Der Einblick in diese verschränkten Zusammenhänge von Wissen und Glaube macht kritisch gegenüber jedem überzogenen Objektivitäts- und Allerklärungsanspruch der Naturwissenschaften und kann auch vor ideologischer Vereinnahmung bewahren.« In diesem Sinne kann der Autor formulieren: »*Wer weiß, dass er glaubt, weiß mehr.*« P. C. Hägele ergänzt: Christlicher Glaube macht nicht nur sensibel für diese Art von Wissen, sondern bildet auch eine tragfähige Basis für sinnvolles Handeln.

Der Beitrag von Herbert Haf lässt sich als eine Vertiefung dessen verstehen, was P. C. Hägele die »analytische Dimension« der wissenschaftlichen Erkenntnisbildung nennt. Bei dieser Dimension geht es vorwiegend um Mathematik. H. Haf stellt nun die Frage, inwieweit mathematische Sätze »wahr« sein können. Seine Antwort: Sie sind es insofern, als sie von einem Satz von Axiomen (also vereinbarten Grundannahmen, die jenseits aller Beweisnotwendigkeit stehen) und unter Beachtung bestimmter Ableitungsregeln widerspruchsfrei hergeleitet werden können. Falsch sind demgegenüber Aussagen, wenn ihre Negation aus demselben Satz von Axiomen logisch hergeleitet werden kann.

In der Entwicklung der Mathematik hat nun die Frage eine Rolle gespielt, inwieweit mathematische »Satzwahrheiten« mit Methoden bewiesen werden können, die der Mathematik immanent sind. Dies würde voraussetzen, dass sie ganz ohne »fremde« Annahmen auskommt. Die Antwort lautet, dass dies unmöglich ist. Dazu H. Haf: Es ist »*nicht möglich, in der Mathematik alle [sinnvollen] Aussagen in wahre und falsche einzuteilen. Es gibt immer nicht entscheidbare Aussagen.*« Auch die Widerspruchsfreiheit selbst lasse sich »*allein mit den Mitteln des [mathematischen] Formalismus*« nicht beweisen.

Für den mathematischen Laien, der von dieser wissenschaftlichen Disziplin noch am ehesten unumstößliche Aussagen erwartet, sind das einigermaßen erstaunliche Sätze. Sie laufen darauf hinaus, dass auch die Mathematik nicht ohne außermathematische Annahmen auskommt (die in Analogie zur »thematischen Dimension« der Erkenntnisbildung bei P. C. Hägele zu sehen sind). Ganz davon abgesehen, kann sie natürlich nichts zu den Lebensfragen des Menschen sagen. H. Haf formuliert dies so: Eine »*existenztragende Antwort* [bekommt]

man nur auf existenzwagende Fragen«, das heißt auf Fragen, die mit dem Einsatz der ganzen Person gestellt werden und die nicht auf unverbindliche Gedankenspiele hinauslaufen. Der Verfasser erläutert, inwieweit er im christlichen Glauben eine »existenztragende Antwort« auf »existenzwagende Fragen« sieht und auf welche Art ihm dieser Glaube Orientierungen bietet, wenn es um wissenschaftsethische Entscheidungen geht.

Von einem weltanschaulich-voraussetzungslosen Wissen zu sprechen ist also schlechterdings unmöglich. Diese Ansicht liegt auch dem Beitrag von Daniel von Wachter zugrunde, der vorschlägt, statt eines prinzipiellen Gegensatzes von Wissen und Glaube ganz allgemein von »Überzeugungen« zu sprechen, für die es mehr oder weniger gute »Gründe« geben kann. Diese Gründe können aus *Erfahrungen* und *Indizien* bestehen.

Die Vernunft gebietet uns, die für oder gegen eine Überzeugung sprechenden Gründe sorgfältig zu prüfen. Sprechen mehr Indizien und Erfahrungen für eine bestimmte Überzeugung, dann werde man sie vernünftigerweise »für wahr halten«, so der Verfasser. Der Terminus »Glaube« könne zunächst einmal in diesem Sinne verstanden werden. Je besser die Gründe für die Wahrheit einer Überzeugung sind, umso eher werde es sich dann um ein »Wissen« handeln. Doch wer etwas weiß, der glaubt es auch, das heißt, er wird seine Überzeugung für wahr halten. D. von Wachter schlussfolgert: »*Jedes Wissen ist ein Glaube, aber nicht jeder Glaube ist ein Wissen.*«

Auch die allgemeine Überzeugung, es gebe einen Gott (*Theismus*), kann laut D. von Wachter anhand von Indizien und Erfahrungen überprüft werden. Zu fragen sei dabei, wie aussagekräftig die Indizien sein müssen, die einen »vernünftig« denkenden Menschen dazu veranlassen könnten, die Überzeugung von der Existenz Gottes zu teilen. Nicht allzu sehr, meint D. von Wachter, denn der Schaden, den ein an Gott Glaubender zu erleiden hat, wenn es keinen Gott gibt, ist niedriger als der Schaden, den der Nichtglaubende zu erleiden hat, wenn das Gegenteil der Fall ist.

Der Autor sieht nicht nur hinreichend gute Gründe für den Theismus im Allgemeinen, sondern auch für die Wahrheit der christlichen Lehre. Das sei eine Erkenntnis, die sich einem denkenden Menschen

aufgrund von Indizien erschließe. Zum »Christsein« komme allerdings noch etwas Entscheidendes hinzu, nämlich der Lebensvollzug des Glaubens, d.h. die *Erfahrung*. In der Theologie wurde das so formuliert: Zum *fides quae creditur* kommt ein *fides qua creditur* – zum vernunftgemäßen Überzeugtsein von der Wahrheit der christlichen Lehre kommt ein existenzieller Akt, nämlich das persönliche Vertrauen in die Person Jesu Christi. Dieses Vertrauen schwebt gerade nicht im Nebel völliger Irrationalität. Es steht vielmehr auf dem Boden hinreichend guter Indizien.

Inwiefern kann man nun sagen: »*Wer glaubt, weiß mehr!*«? D. von Wachter nennt zwei Gründe. *Erstens* sei die Überzeugung eines Christen von der Wahrheit der christlichen Lehre ein »Wissen«, wenn die christliche Lehre wahr sei – und dafür gebe es hinreichend gute Gründe (D. von Wachter bezieht sich hier auf die Argumentation des amerikanischen Philosophen Alvin Plantinga). *Zweitens* rege der Glaube eines Christen zur Suche nach guten Gründen für die Wahrheit seiner Überzeugung an. Der Glaube erweitere also eine Erkenntnis, die durchaus vor dem prüfenden Blick der Vernunft standhalte. (Anselm von Canterbury brachte das auf die Formel: »*Fides quaerens intellectum*«, der Glaube, der zu verstehen sucht.) Der Glaube öffne also den Horizont des Verstehens. Das gelte sowohl in erkenntnistheoretischer als auch in lebenspraktischer Hinsicht.

Sucht man – wie D. von Wachter empfiehlt – nach »Gründen« für die Wahrheit der christlichen Überzeugung, so stößt man allerdings recht bald auf die Frage: Sind die Berichte des Neuen Testaments »wahr«? Genau hiermit befasst sich der Theologe Klaus Berger. Seine Antwort ist eindeutig: Diese Berichte, einschließlich aller Wundergeschichten, sind wahr in dem Sinne, dass sie uns etwas Verlässliches über das Wesen des Menschen, über den Sinn der Welt und über das Woher und Wohin unseres Lebens sagen. Sie wollen gerade nicht an den Kriterien moderner Wissenschaftlichkeit gemessen werden, denn sie wollen Fragen beantworten, für die sich diese Wissenschaften als nicht zuständig erklärt haben. K. Berger illustriert dies mit folgendem Vergleich: In einer Wohnung gibt es vier Zimmer. Im ersten sind die Naturgesetze der Maßstab des Wirklichen. Im zweiten geht es um Themen wie die Würde des Menschen und die Regeln des Zusam-

menlebens. Das dritte Zimmer ist den Kriterien der Schönheit und des Geschmacks gewidmet, und im vierten werden Fragen wie die nach dem Sinn des Lebens, nach der Wirklichkeit Gottes und nach dem Ursprung des Universums beantwortet. Alle diese Zimmer sind voneinander getrennt. Was man in dem einen findet, wird man niemals in einem anderen vorfinden können.

Man kann dieses Bild leicht im Sinne eines unverbundenen Nebeneinanders von Wissen und Glaube missverstehen: einem Wissen, das ohne jede Weltanschauung auskommt, und einem Glauben, der völlig unabhängig ist von jedem objektiv überprüfbareren Faktenwissen. Das ginge an den Erkenntnissen vorbei, auf die in den zuvor genannten Beiträgen hingewiesen wurde. Und dies dürfte K. Berger auch nicht gemeint haben. Das Bild von der »Wohnung«, die eine Einheit bildet, lässt sich durchaus im Sinne der »verschränkten Zusammenhänge von Wissen und Glaube« deuten, von denen P. C. Hägele spricht. Alle Räume in dieser Wohnung sind notwendig und ergänzen sich gegenseitig, kein Raum ist überflüssig und kann ohne die anderen bestehen. Wer in allen Zimmern dieser Wohnung lebt und sich nicht mit weniger zufriedengibt, hat mehr vom Leben. Mit anderen Worten: Seine Erkenntnis reicht weiter.

Ein zweiter theologischer Beitrag stammt von Reinhard Deichgräber. Der Autor beginnt, indem er zunächst beschreibt, was er beim Anblick eines Regenbogens empfindet. Nach tagelanger Wanderung bei strömendem Regen steht dieser plötzlich am Himmel. Neue Lebensfreude durchdringt den Menschen, die »Lust zu pfeifen oder zu singen«, eine ungewohnte Leichtigkeit. Er hätte den Regenbogen natürlich auch ganz sachlich betrachten können. Doch eine physikalische Erklärung des Phänomens hätte weder Lebensfreude geweckt noch »die Lust zu pfeifen«.

Ist nun eine Wahrnehmung und Deutung, die Lebensfreude weckt, weniger wert als eine physikalische Erklärung? Oder, wie R. Deichgräber fragt: »Ist der Wertmaßstab, aufgrund dessen wir die subjektive Wahrnehmung diskreditieren, wissenschaftlich begründet?« Er meint Nein. Wer eine Erkenntnisweise abwertet, »vernachlässigt oder gar ausschließt, weil sie den strengen Maßstäben wissenschaftlichen Denkens nicht standhält, schließt ein ganzes Universum aus, einen

Kosmos an Schönheit wie an Hässlichkeit, eine Welt voller Freude und voller Leid«.

Die Wahrnehmung eines Regenbogens ist für R. Deichgräber ein Bild für die Erfahrung des Glaubens: Menschen staunen, sie öffnen sich für die Begegnung mit Gott, der ihnen in Jesus Christus entgegenkommt. Sie verschließen sich nicht, weil sie ihre Erfahrung mit Gott nicht in das Raster wissenschaftlicher Rationalität einzwängen. Beides hat nach R. Deichgräber seine volle Berechtigung: die streng wissenschaftliche Rationalität und die jenseits aller rationalen Abwägung mögliche Erfahrung, dass Gott existiert und dass eine personale Beziehung zu ihm möglich ist. Glaube und Denken können so *»zu Freunden werden, wenn sie sich im ergriffenen Staunen auf ihre gemeinsamen Wurzeln besinnen und wenn sie beide, jeder auf seine Weise, damit Ernst machen, dass sie einzig der Wahrheit verpflichtet sind«*.

Auch diese Sichtweise des Verhältnisses von Glaube und Denken bzw. Glaube und Wissen wird man nicht so verstehen dürfen, als sei der Glaube völlig losgelöst von vernünftigen Erwägungen oder umgekehrt. Worauf es R. Deichgräber ankommt, ist der Hinweis auf das Vertrauen, das dem Glauben zugrunde liegt und auf das (in anderer Weise) auch die Wissenschaften angewiesen sind. Insofern können beide zu »Freunden werden«. Sie brauchen sich nicht gegenseitig aus dem Wege zu gehen.

Die folgenden Beiträge befassen sich nicht primär mit Erkenntnisproblemen, sondern mit ethisch-moralischen Fragestellungen. »Weiß« derjenige, der glaubt, in moralischer Hinsicht mehr als derjenige, der nicht glaubt? Oder führt eine Ethik, die von der Voraussetzung ausgeht, es gebe keinen Gott, zur gleichen Aussage wie eine religiös (insbesondere eine christlich) begründete Ethik? Ist eine areligiöse Ethik vielleicht sogar letztlich einer religiös begründeten überlegen? In diesem letzteren Sinne ist wohl der Mainstream der modernen philosophischen Ethik zu interpretieren. Der methodische Atheismus, der den Naturwissenschaften zugrunde liegt, findet seine Entsprechung im methodischen Atheismus der Ethik.

Allerdings ist nicht zu übersehen, dass sich inzwischen einige Zweifel an der Tragfähigkeit einer areligiös begründeten Ethik regen.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang eine Bemerkung von John Rawls. Er schreibt, dass unsere Motivation zum moralischen Handeln das »feste Fundament einer religiösen oder metaphysischen Lehre« brauche. Andernfalls überkomme uns ein »Zittern«, eine »Art Schwindel«, und wir hätten das Gefühl, »verloren zu sein und keinen festen Grund unter den Füßen zu haben«.²

John Rawls war einer der bekanntesten Sozialphilosophen der letzten Jahrzehnte, der in seinen wichtigsten Veröffentlichungen keine Bezüge zu religiösen Überzeugungen erkennen ließ. Im Blick auf die Begründung moralischen Handelns scheint also eine areligiöse Ethik ihren einstigen Glanz verloren zu haben.

Gleichwohl kommt der Glaubende nicht an wissenschaftlichen Erkenntnissen vorbei, wenn er ethisch verantwortlich handeln will. Darauf macht Karl Ernst Nipkow in seinem Beitrag aufmerksam. Das Wissen des Glaubens ist zeitbedingt, schreibt er. Deshalb muss stets neu geprüft werden, was der Glaube zu wissen meint. Wo er sich dieser Überprüfung verschließt, erstarre er zur Ideologie. Gefährlich werde es vor allem dann, wenn der Glaubende in einem wissenschaftlichen Sinne »mehr« zu wissen meine als der Nichtglaubende. Er würde dann sein Glaubenswissen auf derselben Ebene angesiedelt sehen wollen wie das Wissen, das wir den modernen Wissenschaften verdanken.

Das aktuellste Beispiel für diesen Versuch ist die *Intelligent Design Theory* als eine Spielart des Kreationismus, den auch K. E. Nipkow erwähnt. Dass das Universum durch ein geistbegabtes höheres Wesen geschaffen worden ist, wird in dieser Theorie als ein naturwissenschaftlich erhärtetes Wissen ausgegeben. Wer dies behauptet, schadet dem Glauben, wie der Autor meint, und er gibt dem Nichtglaubenden ein allzu billiges Argument für seine Glaubenskritik in die Hand. Ohne auf diese unsaubere Weise Glaube und Wissen vermischen zu wollen, kann man sagen, dass die Überzeugung, das Universum ver-

² Rawls spricht von einer »religious or metaphysical doctrine« als einer »firm foundation« für moralisches Handeln und schreibt: »Without these foundations, everything may seem to us to waver and we experience a kind of vertigo, a feeling of being lost without a place to stand«; J. Rawls (1995): »Reply to Habermas«, in: *The Journal of Philosophy*, Vol. XCII/3, S. 132-180, S. 137.

danke seine Existenz einem geistbegabten höheren Wesen, durchaus kompatibel ist mit modernen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen.³ Aber es gibt auch andere damit kompatible Deutungen, und mit den Methoden der Naturwissenschaften allein ist nicht zu entscheiden, welche dieser Deutungen die richtige ist. (Im Sinne von D. von Wachter könnte jedoch gesagt werden: Die Gründe, von einer theistischen Deutung überzeugt zu sein, sind gar nicht so schlecht – ohne dass man sagen könnte, sie wären »zwingend«. Aber zwingende Gründe gibt es ohnehin nur ganz selten.) Oft wird eine theistische Deutung für die Entstehung des Universums als »unwissenschaftlich« verworfen. Für eine Weltdeutung, die sich eben nicht zwingend aus der Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden erschließt, wird also die Autorität dieser Wissenschaften in Anspruch genommen; man könnte auch sagen »erschlichen«. Doch dies fällt den Meisten nicht auf, denn alles, was streng wissenschaftlich daherkommt, kann mit einem hohen Maß an Gläubigkeit rechnen.

Die Kritik am Kreationismus steht allerdings nicht im Mittelpunkt des Beitrags von K. E. Nipkow. Er befasst sich vielmehr in erster Linie mit der Frage, wie Glaube und Wissen in angemessener Weise einander zugeordnet werden können, wenn es um die Erziehung zum moralischen Handeln geht. Auch der Glaubende müsse, wenn er verantwortlich handeln wolle, auf die Erkenntnisse der Erziehungswissenschaften zurückgreifen. Das besondere Wissen des Glaubenden von der Gottebenbildlichkeit des Menschen biete aber eine Basis für das moralische Handeln, die tiefer verankert sei als in wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die biblische Aussage von der Gottebenbildlichkeit sei zwar »*ein theoretisch nicht beweisbares, aber in ihrer praktischen menschlichen und gesellschaftlichen Bedeutung ein allgemein einsehbares ›Wissen‹*«. Im Blick auf den damit erschlossenen Erfahrungs- und Interpretationshorizont könne man sagen: »*Wer glaubt, weiß mehr!*«

³ Axel Meier und Hubert Markl meinen sogar, dass »die belebte Welt, wie sie die Biowissenschaften erforschen und ständig besser verstehbar machen, eher von einem Schöpfer künden würde, der ihr die ganze Freiheit – mit allen lebensgefährdenden Risiken – eines Prozesses nach Darwin'schen Evolutionsprinzipien gewährte«, als dies von »einer deterministischen ›Uhrenwelt‹ nach den unkreativen Prinzipien vorausbestimmter Newton'scher Mechanik« erwartet werden könne. Siehe hierzu A. Meier/H. Markl (2005): »Ein Schöpfer gewährt Entwicklungsfreiheit«, in: *FAZ* vom 17.9.2005, S. 46.

Inwieweit ein Christ durch seinen Glauben »mehr« in Sachen Ethik »weiß« als etwa ein Atheist oder ein Agnostiker, ist auch das Thema von Hartmut Kreikebaum. Als Wirtschaftswissenschaftler befasst er sich mit der Frage nach den Grundlagen moralischen Handelns in der Wirtschaft. Eines scheint nach allgemeinem Verständnis klar zu sein: In der Wirtschaft herrschen andere Regeln als die der Moral. Was in der Unternehmenspraxis zählt, ist ökonomische Effizienz, die sich letztlich im Gewinn erweisen muss. Moral hat hier anscheinend nichts zu suchen, vor allem nicht die christliche Moral der Nächstenliebe. Der marktwirtschaftliche Konkurrenzkampf lässt hierfür offenbar keinen Raum.

Doch so einfach liegen die Dinge nicht. Es stimmt zwar, dass der Wettbewerb auf dem Markt andere menschliche Eigenschaften prämiert als Nächstenliebe. Das heißt aber nicht, dass die »Institution« Wettbewerb völlig amoralisch oder gar unmoralisch wäre. Unter bestimmten Bedingungen führt diese Institution zu Ergebnissen, die der Allgemeinheit zugutekommen, auch wenn die einzelnen Wettbewerber keineswegs uneigennützig motiviert sind. Zwischen den Qualitäten des marktwirtschaftlichen *Systems* und der Motivation des individuellen wirtschaftlichen *Akteurs* ist also zu unterscheiden.

Auf diese mehr volkswirtschaftliche Thematik geht H. Kreikebaum nicht näher ein. Als Betriebswirt befasst er sich vielmehr mit einzelwirtschaftlichen Fragen, insbesondere mit dem Verhalten und dem Handeln von Unternehmen. Hier zeigt sich nun, dass Unternehmen, die von engagierten Christen geführt werden, keineswegs schlechter am Markt abschneiden als andere. Empirische Untersuchungsergebnisse, die H. Kreikebaum zitiert, lassen eher auf das Gegenteil schließen. Wie ist das zu erklären? Christlicher Glaube fördert Tugenden wie Verlässlichkeit und Aufrichtigkeit. Er stärkt die Authentizität des Einzelnen, und dies alles drückt sich aus »*in einem angstfreien menschlichen Miteinander im Unternehmen sowie mit Kunden und Lieferanten. Das Einhalten der zugesagten Produktqualität, Lieferzeiten und Serviceleistungen, der Verzicht auf Mogelpackungen sowie menschlicher Respekt und Anstand auch gegenüber dem Wettbewerber verbessern unmittelbar die Reputation eines Unternehmens und drücken sich mittelbar in einer höheren Umsatz- und Investitionsrendite aus.*« Wenn es auch nicht die Tugend der Nächstenliebe ist, die

der marktwirtschaftliche Wettbewerb honoriert, so belohnt er doch andere Tugenden.

Braucht man dann überhaupt noch eine christlich inspirierte Moral? Ist es nicht ein Gebot der ökonomischen Rationalität, im Sinne der genannten Tugenden, also »moralisch« zu handeln? Das Problem ist, dass wir oft nicht einsehen, was uns langfristig guttut; dass die Fähigkeit begrenzt ist, eigene Fehler zu erkennen und daraus zu lernen; und dass insbesondere auf den Führungsetagen von Unternehmen eine arrogante Selbstverblendung häufig den Ton angibt. Vielleicht lassen sich solche Hindernisse eines langfristig rationalen Handelns in der Wirtschaft dadurch überwinden, dass die Menschen lernen, »vernünftiger« zu sein. Das jedenfalls ist die Hoffnung derer, die eine rein rationale Wirtschaftsethik begründen wollen.

Geht man davon aus, dass Menschen nicht nur (und möglicherweise auch gar nicht primär) durch Vernunfteseinsichten motiviert werden, dann erscheint es keineswegs belanglos zu sein, ob Tugenden wie Verlässlichkeit und Aufrichtigkeit religiös begründet sind oder nicht. Um noch einmal John Rawls zu zitieren: Eine solche Fundierung dürfte uns eher vor einem »Zittern« bewahren und uns einen »festen Grund unter die Füße« geben als der Verzicht auf jede religiöse Fundierung moralischen Handelns. Dafür sprechen jedenfalls die von H. Kriekebaum zitierten Ergebnisse empirischer Untersuchungen.

»Weiß« also der Glaubende »mehr«? Selbstverständlich nicht, wenn »Wissen« als Kenntnis von Fakten verstanden wird, wohl aber in dem Sinne, dass er im Blick auf eigene Fehler lernfähig ist. Weil er weiß, was Vergebung ist, kann er ein schuldhaftes Verhalten eher eingestehen, ohne die Selbstachtung zu verlieren. Ferner »weiß« er mehr in dem Sinne, dass er heilsichtig wird für die Versuchung der Habgier, die die wirtschaftliche Vernunft oft genug stranguliert. Wer glaubt, »weiß« insofern mehr, als sein Erkenntnishorizont und sein Lebensziel über das Wirtschaftliche hinausgehen. Und das ist nach aller Erfahrung auch eine bessere Voraussetzung für wirtschaftliche Erfolge.

In einem fiktiven Briefwechsel, dem eine tatsächlich geführte Korrespondenz zugrunde liegt, geht Hermann Sautter der Frage nach,

inwiefern christlicher Glaube in der (Außen-)Politik – genauer gesagt der Entwicklungspolitik – eine Rolle spielen kann. Zwei Positionen werden einander gegenübergestellt. Die erste geht davon aus, dass es keinen Sinn macht, das Machtkalkül der Nationalstaaten durch ethische Werte verschleiern zu wollen. Der Vertreter einer zweiten Position meint, die Außenpolitik eines Landes könne nicht auf die Beachtung ethischer Werte verzichten. Andernfalls werde sie unglaubwürdig und verliere ihren innenpolitischen Rückhalt. Aus dem Briefwechsel geht hervor, dass sich diese unterschiedlichen Auffassungen auf Unterschiede in den vorwissenschaftlichen Einstellungen und Werturteilen der beiden Briefpartner zurückführen lassen. Im einen Fall handelt es sich um einen Skeptizismus, der seine Wurzeln in der Biografie eines Wissenschaftlers hat. Im anderen Fall geht es um eine christliche Überzeugung, die ebenfalls biografisch zu erklären ist und die »weiß«, dass es auch dann noch einen Grund zur Hoffnung gibt, wenn menschlich gesehen nichts mehr zu hoffen ist. Insofern kann der Verfasser sagen: »*Wer glaubt, weiß mehr!*«

Wie lassen sich nun die verschiedenen Beiträge zusammenfassen?

Erstens: Alle Autoren unterscheiden zwischen einem Wissen, das sich wissenschaftlicher Forschung verdankt, und einem Wissen, das aller Forschung vorausgeht und ihre Ergebnisse in einen Sinnzusammenhang einordnet. Im einen Fall (Faktenwissen) geht es um das »Wie« der Weltbeschaffenheit, im anderen Fall (Weltanschauungs- oder Glaubenswissen) geht es im allgemeinsten Sinne um die Frage, »warum« die Welt existiert.

Über die Fakten der Weltbeschaffenheit geben uns die Wissenschaften immer genaueren Aufschluss. Doch weil sie dabei die Frage nach dem Ursprung aller Dinge, nach Gott, nach dem Woher und Wohin des Menschen und nach dem Sinn des Lebens bewusst ausklammern, können sie auf diese Fragen auch keine Antwort geben. Ohne solche Antworten können wir aber nicht sinnvoll leben. Das Faktenwissen und das Glaubenswissen sind deshalb komplementär aufeinander bezogen. Wer auf Letzteres meint verzichten zu können, lebt unter seinen Möglichkeiten.

Zweitens: Es hat sich eingebürgert, dem Faktenwissen einen höhe-

ren Rang zuzubilligen als dem Glaubenswissen. Aber für diese Rangordnung gibt es keine guten Gründe. Sie suggeriert entweder, dass wir keine Antworten auf die Fragen brauchen, für die sich die Wissenschaften als nicht zuständig erklärt haben, oder dass die Wissenschaften selbst Antworten auf solche Fragen geben können. Die Folge ist entweder ein unnötiger Verlust an sinnvollen Lebensmöglichkeiten oder die Vortäuschung wissenschaftlicher »Unwiderlegbarkeit« für die eigene Weltanschauung.

Drittens: Auch das Glaubenswissen des Christen muss sich nicht hinter dem Faktenwissen verstecken. Wer als Christ glaubt, wird hellhörig für den Versuch der Wissenschaft, Wahrheiten vorzutäuschen, die sie nicht erbringen kann (so wie der Christ sich umgekehrt von der Wissenschaft davor warnen lassen muss, die Wahrheit seiner Glaubenserkenntnis mit wissenschaftlichen Methoden beweisen zu wollen). Wer als Christ glaubt, kennt »existenztragende Antworten«, weil er »existenzwagende Fragen« stellt; er hat einen Lebenshorizont, der über das Zeitliche hinausgeht und der ihn deshalb davor bewahren kann, immanente Größen absolut zu setzen; er lässt sich in seinem moralischen Handeln von Gott ansprechen und ermutigen (was ihn sensibel macht für seine mitmenschliche Verantwortung); er wird lernfähig, weil er eigene Schuld eingestehen kann, ohne dadurch seine Selbstachtung zu verlieren. In diesem Sinne kann man sagen: »*Wer glaubt, weiß mehr!*«

Eingangs war von einem Poster in der Mensa der Göttinger Universität die Rede. Es enthielt die Botschaft: »Glaube ist gut. Wissen ist besser.« Statt eine Rangordnung dieser Art behaupten zu wollen, ist es zweifellos förderlicher, wenn jeder *weiß, dass* er und *was* er glaubt. Zudem sollte er um die Vertiefung – möglicherweise auch Korrektur – seines Glaubenswissens nicht weniger bemüht sein als um die Erweiterung seines Faktenwissens.